

Warum die Randalmeistens ausbleiben

Oliver Brüchert

Anlässlich der kürzlich in Belgien und den Niederlanden abgehaltenen Fußball-Europameisterschaft wurde den »Hooligans« und den befürchteten Ausschreitungen in allen Medien große Beachtung zuteil. Dabei hat man allerdings nicht viel über Hooligans erfahren, denn die Berichterstattung blieb an der Fassade des brutalen Schlägers haften, den die Betroffenen gerne darstellen. Im Alltag der Fußballrowdies bleibt die Randal jedoch meistens aus, auch ohne Großeinsätze der Polizei. Gewalt ist entgegen der öffentlichen Dramatisierung nicht entgrenzt, sondern strengen Regeln unterworfen. Will man das Thema »Fußballgewalt« ernst nehmen – und nicht moralunternehmerisch ausschlagen –, sollte man versuchen zu verstehen, was die Akteure antreibt und welchen subkulturellen Normen sie sich unterwerfen.

Hooligans machen einen guten Teil der modernen Erzählung über eine (männliche) Jugend aus, die immer gewalttätiger wird. Sie werden, so meine These, von den Medien und ihren wissenschaftlichen Stichwortgebern zu einem Mythos stilisiert, den sie selber stolz zu pflegen wissen: zur barbarischen Horde, die ganze Städte in Angst und Schrecken versetzt, zum nationalen Sicherheitsrisiko. Sie sind bevorzugtes Objekt einer Politik, die »hartes Durchgreifen« demonstrieren will und dafür die Justiz in Anspruch nimmt.

Wenn das Fernsehen Hooligans zeigt, dann meistens unter so verheißungsvollen Überschriften wie »Im Rausch der Gewalt – Hooligans packen aus«, so der Titel einer WDR-Reportage vom 4.6.2000. Der Film stellt vier Dortmunder Hooligans vor, die sich zur Teilnahme an Ausschreitungen »bekennen«. Das Spannung heischende Versprechen, daß es sich bei deren Erzählungen um geständnishaft hervorgebrachte dunkle Geheimnisse handelt, wird auch durch die anonymisierende Darstellung von »Uwe« und »Gerhard« unterstützt, deren Gesichter nur als Schattenprofil gezeigt werden. »Bommek« hingegen offenbart der Kamera nicht nur sein Gesicht, sondern gleich seine ganze Lebensgeschichte: ein kaputtes Elternhaus, Schwierigkeiten in der Schule, Arbeitslosigkeit, Alkoholismus, kurzum eine lupenreine »broken home«-Situation. Die passende Erklärung des Fernsehens: Der

»aufgestaute« Frust wird am Wochenende bei den Fußballrandalen herausgelassen. Noch Fragen?

Doch die Kulturindustrie liefert auch die Widersprüche mit: »Die meisten Hooligans kommen aus der Mittelschicht, leben wochentags angepaßt ein völlig durchschnittliches Leben«, fährt der Sprecher fort. Uwe ist Betriebsrat, Gerhard kann als Insignien einer bürgerlichen Existenz »Frau, zwei Kinder, Arbeitsstelle« vorweisen. Trotzdem reisen sie jedes Wochenende zu krawallträchtigen Spielen. Doch auch hierfür ist eine wohlfeile Erklärung parat: Randal als Möglichkeit, dem gleichförmigen bürgerlichen Alltag in einer öden Vorstadt zu entfliehen. Für »Sascha« war die Schwangerschaft seiner Freundin hingegen der Grund, aus der aktiven Tätigkeit als Hooligan auszusteigen: »Dann macht man sich auch einen Kopf, ob ich so weitermachen kann, oder was einem wichtiger ist am Ende: Der Fußball und die Leute oder dann eben der eigene Sohn. Ich hatte zwei Verhandlungen mit acht Monaten wegen Körperverletzung und ich hatte keine Lust, daß mein Sohn mich irgendwann mal im Gefängnis besuchen muß (...) man hat ja auch 'ne gewisse Verantwortung.« Hier wird Gewalt wiederum als episodenhaft beschrieben, als Phase, die mit der Familiengründung naturwüchsig zu Ende geht. Seine Mutter hatte in seiner Jugend wenig Zeit für ihn, erfährt man, so blieb er oft sich selbst überlassen und

suchte sich eine Ersatzfamilie in der Hooliganclique. Ist Gewalt also eine Frage der Gruppenzugehörigkeit? Oder entsteht sie – wie der Film ebenfalls nahelegt – im Kontext rechtsradikaler Netzwerke?

Wissen über Hooligans

Gewalterklärungen nach solchen und ähnlich banalen Mustern sind nicht auf Hooligans beschränkt. Sie finden gleichermaßen auf »autonome Antifaschisten«, »türkische Jugendgangs«, »rechtsradikale Skinheads« und »Russenkids« Anwendung. Vorausgesetzt ist stets die unhinterfragte Annahme, einer um sich greifenden, entgrenzten Gewalt und der dazugehörigen gefährlichen Täter. Gefragt wird dann, welche (sozialen) Umstände XY zum Gewalttäter gemacht haben. Schließlich werden kurzerhand alle sozialen Umstände, die man (mehr oder weniger) zufällig angetroffen hat, zur Ursache für Gewalt erklärt.

Inhaltlich sind viele Erklärungen einem soziologisch-pädagogischen Diskurs entlehnt, demzufolge Armut und Arbeitslosigkeit zu einer Erosion gesellschaftlicher Werte und Normen führen. So entstünde ein »Nährboden« der Gewalt, die dann unter anderem im Rahmen von Fußballrandalen, unterstützt durch Drogenkonsum, hervorbreche. Das Wissen über Hooligans beziehen die Protagonisten dieses Diskurses – abgesehen

von den biologischen Vorstellungen eines Desmond Morris, demzufolge die Fußballfans atavistische Stammesrituale nacherleben – vor allem aus einem Buch, das immer wieder zitiert wird: »Among the Thugs«¹ (»Unter Schlägern«) ist die Reportage des amerikanischen Journalisten Bill Buford, der vor fast 20 Jahren auf die Idee gekommen ist, sich unter eine Gruppe britischer Fußballrowdies zu mischen, um zu erfahren, wie das ist, ein Hooligan zu sein. Seine Darstellung geht vom Befremden des Amerikaners über die europäische Fußballkultur insgesamt aus und kreist die meiste Zeit um seine eigenen ambivalenten Gefühle, wenn er Gewalttätigkeiten miterlebt. Hin- und hergerissen zwischen der »Erfahrung absoluten Erfülltheits« (S. 234) und wiederholtem Ekel taucht er über einen Zeitraum von insgesamt acht Jahren in die Szene ein, wird schließlich selbst zum stolzen Mitstreiter ernannt. Sein Buch konzentriert sich dementsprechend auf die wenigen Momente, in denen wirklich einmal etwas passiert – und seien es ein paar zerbrochene Autofensterscheiben. Es besteht im Grunde aus mehreren detaillierten Einzelreportagen zu »großen« Spielen (meist in europäischen Wettbewerben), nach denen auch die Kapitel gegliedert sind. Über die Zeit zwischen den Spielen und die Spieltage, die ohne Ausschreitungen über die Bühne gehen, erfährt man wenig – was man allerdings erfährt ist, daß größere Randalere seltene Ereignisse sind und es viel Aufwand und die Initiation durch die Gruppe braucht, bis man die Chance bekommt, daran teilzunehmen.

Trotz (oder gerade aufgrund) dieser eingeschränkten Perspektive enthält das Buch so ziemlich alles, was Soziologen über Hooligans wissen. Sucht man in der wissenschaftlichen Literatur etwa nach ethnographischen Studien oder (allgemeiner) um Verstehen bemühte Forschung zu Hooligans, erhält man eine äußerst dürftige Ausbeute. Daher basieren die folgenden Überlegungen maßgeblich auf einer kleinen Studie von Stefan Fritsch, die einige narrative Interviews mit ehemaligen Hooligans und Fanbetreuern aus dem Raum Frankfurt enthält.

Angemerkt sei noch, daß es sich selbstverständlich nicht um in irgendeiner Form repräsentative Daten handelt und die Befragten hier auch nicht als Fälle oder (Ideal)Typen betrachtet werden. Vielmehr geht es darum, sie als Experten eines für die meisten Menschen unbekanntes Alltags ernst zu nehmen, als Leute, die anderen kompetent über konkrete Erfahrungen berichten können. Selbstverständlich sind diese Berichte von ihrer persönlichen Wahrnehmung und vor allem vom komplizierten Vorgang des Erinnerens geprägt. Sie geben anders ausgedrückt eine Interpretation der Betroffenen wieder und keine objektiven und exakten Zeugnisse dessen, was sich zugetragen hat. Und genau dieser Umstand macht sie für diese Untersuchung interessant, weil sie einen Einblick ermöglichen, wie die Randalere aus Sicht der Beteiligten verstanden werden (können).

Alltag der Gewalt

Folgt man den gängigen Erklärungen, handelt es sich bei Fußballrandalen um rauschhafte Zustände, um »blinde Gewalt«, unkontrollierte Ausbrüche von »Aggression«. Häufig wird auch auf den unter den Hooligans verbreiteten Drogenkonsum (vor allem Alkohol und Kokain) verwiesen, der diese Ausbrüche ermöglicht. In allen Bundesligastädten gebe es »gewaltbereite« Anhänger, die sich Spieltag für Spieltag gefährliche Schlachten lieferten. Die Realität der »dritten Halbzeit« ist eine andere. Schon die Berichte, die zur Mystifikation der Ausschreitungen selber beitragen, enthalten immer wieder die klare Aussage, daß meistens nichts passiert. In der oben erwähnten Reportage erklärt Gerhard: »Wenn du zu 34 Bundesligaspiele hinfährst, passiert vielleicht ein einziges Mal (was). Zu viel Polizei um das Stadion rum, und es sind immer weniger Leute, die noch wegen so was hinfahren wollen.« Und der Sprecher fügt hinzu, daß dieser Umstand keinesfalls beklagt wird, denn »ein Erlebnis bleibt die Fahrt auf jeden Fall, jeden Samstag aufs Neue, selbst wenn die Schlägerei ausbleibt, den Hools reicht allein die Möglichkeit.«

Die Hooligans reisen auch dann mit ihrem Verein, wenn von vorneherein klar ist, daß es nicht zu Ausschreitungen kommen wird. Fritz (anonymisierte Namen von Fritsch übernommen) erzählt: »Wenn mer zum FC Homburg gefahren ist und zu Bayer Uerdingen. [...] Da wußte man halt ganz klipp und klar, hier kann man nur Fußball gucken und wieder heimfahren. Das war's.« Ähnlich Karl: »Es kam halt auf den Gegner drauf (an). Es war ja net überall so. Nur bei den Vereinen ... wie Hamburg, Düsseldorf, ... jetzt in Deutschland, ... die des selbst auch immer wollten und die ... eigentlich sehr ähnlich wie wir in Frankfurt (waren). Dann gab's, ehm, ... Vereine wie Kaiserslautern, die hatten zwar sehr viele Leute, auch sehr furchteinflößende Leute so, weiß ich so hundert Kilo, oder weit über hundert Kilo Skinheads, voll tätowiert, aber so richtig gemacht haben die auch nie. [...] Es gab Vereine, die waren einfach zu klein, wie jetzt, was weiß ich, Leverkusens so, da war das nie so doll.« (beide zit. n. Fritsch, S. 38) Die Protagonisten führen diesen Umstand gerne an, um zu beweisen, daß sie »echte« Fußballfans seien – was ihnen in den Berichten häufig abgesprochen wird. Zumindest deutet sich hier an, daß es noch andere gute Gründe geben muß, jedes Wochenende viel Zeit und Geld zu investieren, um mit dem »Mob« (so eine von den Hooligans selbst häufig verwendete Bezeichnung) unterwegs sein zu können. Die Aussicht auf Schlägereien ist zwar ein zentrales Motiv, von dem die Hooligans aber sehr genau wissen, daß es sich selten erfüllt.

Otto schildert, daß es auch dann, wenn man einen Gegner zur Verfügung hat, nicht einfach ist, die gewünschte Schlägerei zu organisieren: »Und bevor es überhaupt zum Schlagabtausch kam, also viel, viel gerannt ist eigentlich immer worden, überhaupt, Leuten hinterher gerannt, vor

Leuten weg gerannt – oder einfach nur gerannt. Es ist eigentlich oft mehr dem Zufall überlassen worden. Die Gruppen sind eigentlich durch die Stadt gezogen, durch die Innenstadt, und haben halt, weil sie ja wußten, der Gegner ist auch in der Innenstadt oder im Bahnhofsviertel, kommt auf die Stadt drauf an, unterwegs, hat man eigentlich geguckt, wann man auf den Gegner trifft. Aber es war nie von vorneherein klar, ah, daß gar hundertprozentig passiert was.« (zit. n. Fritsch, S. 72) An anderer Stelle fügt er hinzu: »Wenn's wirklich zum Schlagabtausch kam, dann war's eigentlich meistens 'ne verabredete Sache. Da gehen nur die Leute hin, die es dann auch wissen wollen. Und meistens dauert's eh nicht länger als 'ne Minute höchstens, und dann ... passiert auch was.« (S. 42) Für Sascha gehört das Planen und Organisieren mit zum Vergnügen: »Du weißt ganz genau, die Gruppe, mit der du unterwegs bist, hat das und das vor. Du

»Das Rennen wie auch das gemeinsame Planen haben vordergründig den Sinn, der Bewachung durch die Polizei zu entgehen, die ihrerseits versucht, Schlägereien zu verhindern. Gleichzeitig sind diese Bewegungsspiele ein wichtiges Vorspiel und in mancher Hinsicht Bestandteil des Kräftemessens«

weiß, in Duisburg ist 'ne Gruppe ... aus Duisburg, die hat genau dasselbe vor. Jetzt: Wie kommen wir zusammen? Dieses ganze Planungsspiel ... das sind ja alles keine Spontanaktionen. Alleine diese ganze Organisation, das hinzukriegen, das alleine macht schon Spaß.« Das Rennen wie auch das gemeinsame Planen haben vordergründig den Sinn, der Bewachung durch die Polizei zu entgehen, die ihrerseits versucht, Schlägereien zu verhindern. Gleichzeitig sind diese Bewegungsspiele ein wichtiges Vorspiel und in mancher Hinsicht Bestandteil des Kräftemessens. Die Hooligans wissen genau, daß, wenn es zum Aufeinandertreffen kommt, der »Spaß« sehr schnell vorbei ist. Indem man hingegen den Gegner verbal durch Schmährufe provoziert, ankündigt, daß man zu einer Schlägerei bereit ist, aufeinander zu- und wieder wegrennt, kann die Spannung lange aufrechterhalten werden. Was scheinbar nebensächlich erschien, entpuppt sich als zentrales sinngebendes Element.

Eine ähnliche Funktion hat auch das dauernde »Köpfzählen«, wieviele Mitstreiter die eigene Gruppe vorweisen kann, wieviele die »gegnerische«. Ist die eine Seite zahlenmäßig deutlich überlegen, kommt es in der Regel nicht zum Schlagabtausch – das gehört zum häufig zitierten »Ehrenkodex« (Vgl. Fritschi, S. 71) unter den Hooligans. Wer mehr Leute mobilisiert hat, dem wird quasi automatisch der »Sieg« zugesprochen. Außerdem wird so die Hackordnung innerhalb der Gruppe bestimmt. Zuerst wird der »harte Kern« gezählt, zuletzt die als niederrangig angesehenen Mitläufer, lediglich des äußeren Eindrucks wegen: »Wenn man irgendwo auftritt, größer aussieht als sie (die Gruppe) eigentlich ist. ... Das beeindruckt den Gegner ja auch schon.« (Otto, zit. n. Fritschi, S. 70) Den »Gegner« zu beeindrucken, ihm Angst einzujagen und selbst keine Angst zu haben (bzw. sie sich nicht anmerken zu lassen), darum geht es in der Konkurrenz der Hooligan-Gruppen. Es geht eindeutig nicht darum, den anderen möglichst viel Schaden zuzufügen, sie möglichst schwer zu verletzen. Für den Einzelnen geht es darum, ein eigenes Risiko einzugehen – nicht wegzulaufen, wenn die Kumpels stehen bleiben –, um sich als guter Kämpfer zu beweisen: »Es gab so was wie eine Hackordnung. Aber im Großen und Ganzen ... mußte sich eigentlich auch jeder in der Gruppe beweisen, deswegen hat sich auch keiner großartig jetzt ... in Einzelfällen von anderen irgendwie was sagen lassen. Aber es gab natürlich schon Leute, die halt mehr organisiert haben oder die sowieso niemals weggerannt sind, oder die halt vor allem immer dabei waren, die halt wirklich immer dabei waren, bei jedem Spiel.« (ebd.)

Auch die Verbindung von Gewalt und Drogen wird von den Protagonisten nicht nur als positiver Verstärkerkreislauf dargestellt. Otto erwähnt als Hauptgrund für den Ausstieg aus der Szene den »Drogenkonsum, daß halt ... äh irgendwann fast alle extrem viel Drogen konsumiert haben, was mir halt schon immer gegen den Strich ging [...] Und das ist dann halt immer schlimmer geworden, die Leute sind halt irgendwo in der Stadt angekommen, aus dem Bus ausgestiegen und (haben) schon gar nichts mehr mitgekriegt. Und das (hat) irgendwie überhaupt kein Spaß mehr gemacht.« (zit. n. Fritschi, S. 102) Der Spaß, der hier ausbleibt, ist das geschilderte Kräfteressen, für das man sich zwar Mut antrinken, sich aber nicht bis zur Besinnungslosigkeit zu richten darf: »Jetzt halt auch Randalenmäßig oder irgendwas. Okay, wir gehen da hin und machen des un' des, und dann standen wir irgendwo, und halt viele von denen, die vorher ein großes Maul hatten, sind weggerannt.« (S. 103)

Ersatzobjekt Polizei

Absperrgitter und Polizei sind beim europäischen Fußball längst ein vertrautes Bild. Das Ziel, ein Aufeinandertreffen gegnerischer Hooligans im Stadion und um das Stadion herum zu ver-

hindern, wird konsequent durchgesetzt. Aus der Sicht der »Fans« stellt sich das so dar: »Am Bahnhof wimmelte es nur so von Polizei – das kannte ich schon von den Fahrten vorher –, selbst hinter dem Zug auf den Gleisen standen Polizisten mit Hunden ohne Maulkorb. Sofort wurden wir eingekesselt, jeder Einzelne durchsucht, dann in einen bereitstehenden Zug gepackt und zum Frankensteinstadion gefahren.« (Fanprojektmitarbeiter, zit. n. Fritschi, S. 36) In dieser Schilderung wird das enge Korsett der Kontrolle deutlich, in das die Fans der Gastmannschaft schon rein präventiv gespannt werden. Hinzu kommen sogenannte szenekundige Beamte, die sich in Zivil unter die

»Die Polizei wird als Mutprobe in Anspruch genommen, um herauszufinden, wer zuerst wegläuft und wer ›seinen Mann steht‹. Aufgrund ihrer Ausstattung und Logistik unschlagbar und vermeintlich unverwundbar, kann man sich an ihr ›austoben‹ und sich vor den anderen Hooligans beweisen«

als gewaltbereit geltenden Fans mischen und – nicht zu vergessen – alle möglichen Arten »sanfter Kontrolleure«, die als Fanbetreuer und Sozialarbeiter am Problemfeld Fußball arbeiten. Auch die »Fankurven« im Stadion, die seit den 1980er Jahren, als Reaktion auf frühere »Ausschreitungen« in ganz Europa durch hohe Absperrgitter und/oder Gräben »sicherer« gemacht wurden, ähneln von innen betrachtet einem Käfig, aus dem man nach dem Spiel wieder in den Polizeicordon entlassen und zum Zug zurück begleitet wird.

Es ist anzunehmen, daß diese Form der permanenten Überwachung Auseinandersetzungen der konkurrierenden Gruppen vor Ort in den meisten Fällen effektiv verhindert. (Allerdings kann es nicht verwundern, daß sich die Hooligans, wenn sie es wirklich einmal wissen wollen, an einem anderen Ort, gegebenenfalls auch außerhalb des Spielplans verabreden.) Wenn aber vor Ort kein »Gegner« für ein Kräfteressen zur Verfügung steht, richten sich die Bemühungen der Hooligans auf das Ersatzobjekt Polizei, die man zwar nie »besiegen« kann, die aber für viele Rituale und Mutproben immer zur Hand ist. Auch auf

die Polizei kann man zurrennen, man kann vor ihr wegrennen, man kann sie mit Schmährufen belegen und wenn man besonders mutig ist, kann man sie auch mit Flaschen bewerfen und sich anschließend von ihr verhaften lassen. Die Polizei gilt als ein in mehrfacher Hinsicht respektabler Gegner: Wenn auch nicht der einzelne Beamte, so hat doch die Organisation geradezu den Auftrag, sich auf Auseinandersetzungen dieser Art einzulassen. Zudem ist von vorneherein klar, daß die Polizei letztendlich immer gewinnt. Sie ist immer zahlenmäßig überlegen, besser ausgestattet, trainiert und kampferprobt. Somit ist sie im Unterschied zum »normalen Fußballfan«, der kein Interesse an einer Schlägerei hat, ein legitimes Ziel. Bezogen auf einzelne Polizisten herrscht ferner die Vorstellung, es handele sich um Gleichgesinnte, die gerne die Gelegenheit nutzen, ihren Knüppel einzusetzen. Eine gewisse Affinität kommt auch in folgender Episode eines in Sachen Fußball erfahrenen Polizisten zum Ausdruck:

Lutz Gerber nimmt nach einer Schlägerei einen Hooligan fest. Dieser wehrt sich massiv. Obwohl Lutz Gerber ihm ein paar Mal sagt, was er zu machen habe, tut er das nicht. »Da habe ich ihm eine geleuchtet.« Beim Umdrehen sieht er aber: »Da war alles kaputt, Nasenbein, Lippe und so. So doll war's doch gar nicht, war nur ein Schlag. Ui, ui, Kacke. Da macht man sich dann wohl doch Gedanken danach. Und es war wie gesagt nicht mal doll gewesen. Es war ein Schlag gewesen.«

Der Festnahme vorausgegangen war eine Auseinandersetzung zwischen zwei gegnerischen Fanclubs. Nach dem Schlag ins Gesicht des Hooligans wechselt die Stimmung. Lutz Gerber jetzt wörtlich: »Er guckt so: ›ei, das hätte ja auch nicht sein müssen‹, sagt er. ›Ei ich hab's Dir zehnmal gesagt, ›ei ja, so derb hätt's aber nicht sein müssen‹. Ich hab gesagt, ›es war nicht derb gewesen, ich hab wirklich nicht hart zugeschlagen‹. Wir haben uns eigentlich relativ normal unterhalten. Er hat gesagt, ›fährst mich noch zum Parkplatz‹, hab' ich gesagt, ›zum Parkplatz kann ich Dich auch noch fahren‹. Mit dem danach noch gelabert. Er dann ›Scheiße, ha. Nase ist nicht gebrochen. Ich kenn das, hat er gesagt, ›wir brauchen nicht zum Krankenhaus... mit dem noch gelabert. ›Ja ich bin öfters in Frankfurt ... Dorian Gray (...), war relativ lustig dann. Mit Hooligans hab' ich das relativ oft.« (Weiter erzählt er noch, daß es ihm mit »den Linken« anders gehe, denn die seien so nachtragend und hätten ihm auch schon persönlich bedroht: »Sie können nicht zwischen Dienst und Privat unterscheiden.«)³

Der gemeinsame Code zum Verständnis der Situation zwischen den beiden besteht offensichtlich zuerst einmal darin, daß der Hooligan sich nicht einfach fügen darf, wenn die Polizei ihn verhaften will. Er muß ein angemessenes Maß an Widerstand leisten, um zu zeigen, daß er ein tapferer Kämpfer ist, um sich vor seinen Kumpels (und den Polizisten?) nicht zu blamieren. Der Polizist weiß das, hat aber seinerseits ein klares Ziel, die Verhaftung eines dazu ausgewählten



Randalierers mit den geringstmöglichen Schwierigkeiten durchzusetzen. Als der Hooligan sich für seine Begriffe zu viel wehrt, zeigt er ihm eine Grenze auf, indem er ihm »eine leuchtet«. Dem Hooligan ist auch dieses Handlungsmuster nicht nur vertraut, sondern zutiefst verständlich. Er weiß, wenn er sich lange genug wehrt, packen die Polizisten ihn fester an. Darauf ist Verlaß, und es ist keinem ein Vorwurf zu machen. Allerdings sind sich beide einig, daß der Polizist hier unabsichtlich zu fest zugeschlagen hat (bzw. größeren Schaden angerichtet hat als beabsichtigt). Es kommt auch nicht zu einer Eskalation oder gar zu einer Anzeige und einem Gerichtsverfahren. Stattdessen verständigen sich die beiden kurz, daß der Schlag zu feste war, und können sich dann gelöst unterhalten. Was folgt, klingt wie der Beginn einer wunderbaren Freundschaft. Die abschließende Verbrüderung dient auch der Bestätigung der Regel, keine übermäßigen Verletzungen des Gegners anzustreben. Sascha bringt das auf die kurze Formel: »Wenn man begriffen hat, daß die Polizei ihren Job macht, kann man auch gut damit klarkommen.« Da verwundert es auch nicht mehr, daß in männlichen Jugendkulturen, in denen die Darstellung als gewaltfähig eine entscheidende Rolle spielt und die häufig in Konflikt mit der Polizei geraten, »Polizist« ein

besonders häufig genannter Traumberuf ist. Wer würde nicht gerne Mitglied der »Bande« sein, die immer gewinnt? Ein anderer Polizist faßt seine Erfahrungen so zusammen: »Solange nur beide Seiten die ungeschriebenen Regeln einhalten, kann ja auch nichts wirklich schlimmes passieren. Unfälle passieren auch anderswo, also sollte man Verletzungen nicht überdramatisieren.«⁴

Die Polizei wird als Mutprobe in Anspruch genommen, um herauszufinden, wer zuerst wegläuft und wer »seinen Mann steht«. Aufgrund ihrer Ausstattung und Logistik unschlagbar und vermeintlich unverwundbar, kann man sich an ihr »austoben« und sich vor den anderen Hooligans beweisen: »(Es) gab halt Leute, die sind einmal mitgefahren, es gab irgendwie Randalie, die sind in erster Reihe ganz vorne weggerannt und haben den ersten Polizisten, der in'n Weg kam, umgeschlagen. Das haben alle (Hooligans) gesehen ... und die Leute war'n natürlich integriert in der Gruppe, is' ganz klar, weil das halt kaum jemand anders (aus der Gruppe) gemacht hätte.« (Walter zit. n. Fritschi, S. 41). Wenn man also weiß, daß man letztendlich verliert und trotzdem kämpft, erwirbt man hohes Ansehen unter den Hooligans. In der Fernsehdokumentation läßt sich Uwe vor laufender Kamera auf ein Gespräch mit der Polizei ein, die ihn daraufhin ab-

führt. Anschließend kommentiert er das Ereignis: »Also diese Aktion gestern, wo man mich abgeführt hat, da reicht alleine das bloße Abführen, daß mindestens 18 Leute einem nachher auf die Schulter klopfen: Klasse, daß du stehen geblieben bist.«

Die Kehrseite der Geschichte ist freilich, daß Polizisten nicht zu ihrem privaten Vergnügen zu den Einsätzen um die Fußballstadien herumtreten. Auf der Führungsebene fragt man sich, ob man die Krawallmacher nicht effektiver in den Griff bekommen kann. Neue Strategien, wie sie im Zuge der Europameisterschaft 2000 nicht nur in Deutschland massiv ausgeweitet wurden, zielen darauf ab, die Rädelsführer schon vorher festzusetzen, sie für die Dauer des Ereignisses in Haft nehmen zu können und ihnen bei Spielen im Ausland Reiseverbote zu erteilen und die Pässe einzuziehen. Mal ganz abgesehen von den rechtlichen Einwänden, die gegen ein solches Vorgehen angebracht sind (und die in dem Beitrag von Anton van Kalmthout zur Sprache kommen), könnte es die Arbeit der Polizei sehr viel riskanter und schwieriger machen. Auch für Fußballrowdies hält sich der Spaß in Grenzen, wenn sie jedes Wochenende im Polizeigewahrsam enden: »Wenn Du fünf Stunden irgendwo hinfährst, wirst vorm Spiel, werden alle festgenommen,

werden fünf Stunden irgendwo eingesperrt, werden dann wieder zum Bahnhof oder zum Bus zurückgebracht und fahr'n wieder ... nach Hause. ... Also is' schon sehr sinnlos. [...] Also hauptsächlich eigentlich hat die Polizei den ganzen Tag kaputt gemacht. Das war eigentlich das Hauptding.« (Otto, z. n. Fritschi, S. 103) Wenn die Hooligans zunehmend kriminalisiert und in die Illegalität gedrängt werden, könnten die Regeln der gegenseitigen Fairneß, die eingeübten Rituale und die mit den Polizisten geteilten ungeschriebenen Regeln schnell brüchig werden. Man würde das Risiko möglicherweise nicht nur für die Hooligans, sondern auch für die Polizisten und Unbeteiligte erhöhen. Solche tragischen Verläufe wie der lebensgefährliche Angriff auf den französischen Polizisten Nivel in Lens 1998 entstehen aus Situationen, in denen die ungeschriebenen Regeln nicht (mehr) gelten, in denen die Hooligans für die Polizei unberechenbar werden. Statt dem Ruf nach verschärfter Überwachung und Kriminalisierung könnte man überlegen, wie man die Polizei weiter aus der

»Der Befund ist nicht neu: Gewalt ist Unterhaltung, das Reden darüber ist das eigentliche Ereignis. Die tatsächlichen Randalen erfüllen allenfalls die Funktion, den Stoff für diese Form der Kommunikation zu liefern«

Schlußlinie nehmen kann, damit sie nicht regelmäßig als Ersatzgegner zur Hand ist, wieviel Spielraum man den Hooligans für ein Kräftemessen nach ihren Regeln geben kann, ohne sich provozieren zu lassen.

Reden über Gewalt

Meistens, wie schon gesagt, bleiben die Randalen ohnehin aus, wird viel mehr über Gewalt geredet als gewaltsam gehandelt. Das Reden über Gewalt hat eine wichtige Funktion, sowohl in der männlichen, proletarischen, jugendlichen Subkulturen als auch in den Medien, die sich über deren Brutalität empören. Der Befund ist nicht neu: Gewalt ist Unterhaltung, das Reden darüber ist das eigentliche Ereignis.⁵ Die tatsächlichen Randalen erfüllen so betrachtet allenfalls die Funktion, den Stoff für diese Form der Kommunikation zu liefern und gelegentlich eine Mutprobe abzulegen. Ansonsten sind die Hauptfiguren auf eine gelungene Selbstdarstellung und Angeberei angewiesen, der die Medien bereitwillig auf den Leim gehen, denn die empörte Öffentlichkeit ist

nicht weniger »geil auf Gewalt« als die Hooligans es von sich behaupten. Allerdings wird im Zuge der Skandalisierung nicht mehr zwischen Reden und Handeln unterschieden, werden alle Drohungen für bare Münze genommen und die Angeber kurzerhand zu Bestien erklärt. Zum Impniergehebe der Hooligans gehört bekanntlich auch das Skandieren rechtsradikaler Parolen. Das ist geschmacklos – somit eine billige Masche, Aufmerksamkeit zu erregen und zu provozieren. Man sollte ihnen jedenfalls nicht den Gefallen tun, das politisch ernst zu nehmen.

Skandalisiert wird auch, daß es sich bei Hooliganismus und anderen Formen von Jugendgewalt um *sinnlose* Gewalt handele. Findeisen und Kersten zeigen in ihrem Buch »Der Kick und die Ehre« hingegen an verschiedenen Beispielen, daß Gewalt in jugendlichen männlichen Subkulturen durchaus *Sinn* macht. Ob als Kampf um die Ehre, der für die »Russen-Kids« so wichtig ist, oder als ultimativer Freizeit-Kick, wie ihn die Hooligans suchen. Als Arbeiterstolz, Kampf um verlorenes Terrain im Geschlechterkampf oder einfach, um sich selbst zu beweisen, daß man ein toller Kerl ist. Ich würde ergänzen, daß vor allem das *Reden* über Gewalt *Sinn* macht. Die Ehre kann nur hochgehalten werden, wenn auch alle wissen und sich gegenseitig immer wieder bestätigen, daß man sie jederzeit unter Einsatz der eigenen Gesundheit verteidigen würde. Auch ein gelungener Wochenendkrawall liefert viel Stoff zum Reden und wer einmal mutig nach vorne gerannt ist, kann sich, wenn er die Geschichte gut pflegt, damit lange in der Schläger-Hierarchie behaupten. *Fritz* berichtet im Interview von »Filmmaterial über Ausschreitungen« und Zeitungsausschnitten, die er gesammelt habe. In der Fernsehdokumentation sehen wir Sascha in mehreren Alben blättern. Darin befinden sich akkurat sortiert die Trophäen seiner Hooligan-Laufbahn: Schnappschüsse und Zeitungsausschnitte von Ausschreitungen und in einem Ordner auch Strafanzeigen und Gerichtsurteile – auf die ist er offensichtlich besonders stolz. Die Situation unterscheidet sich äußerlich nicht von der eines jungen Mannes, der seiner Tante stolz die Urkunden über die erfolgreiche Teilnahme an Sportwettbewerben zeigt. Ein paar Stücke rufen besondere Erinnerungen an herausragende Erlebnisse hervor: »Das war hier so'n Spiel: Dortmund zuhause gegen Schalke, Pokalendspiel. War eins so mit meiner ersten schwereren Spiele, sag' ich mal. Das war wirklich 300 gegen 300, zwanzig Minuten Massenschlägerei. Das ist auch jedem, der dabei war, sehr gut in Erinnerung, das Spiel.« Für einen Augenblick wird die Vergangenheit noch einmal lebendig, kommen nostalgische Gefühle auf.

Abspann

Vergessen wir nicht, daß auch der »gute« Hooligan eine kulturindustrielle Figur ist. Sascha, wie andere begabte Selbstdarsteller, die solche männ-

liche Jugendkulturen auch immer wieder hervorbringen, begnügen sich nicht mit dem Brutalo-Image.⁶ Dennoch könnte die Frage nach den Ursachen für ein Ausbleiben von Gewalt um einig erhellender sein als die Frage nach den Ursachen der Gewalt. Zu den Ursachen für ein Ausbleiben von Massenschlägereien rivalisierender Hooligans gehört unter den gegebenen Umständen sicherlich das massive Auftreten der Polizei. Der Wahrnehmung der Betroffenen zufolge bewältigt sie diese Aufgabe mit relativ viel Fingerspitzengefühl. Niemand vermag zu sagen, wie sich die Situation ohne Absperrgitter, Sonderzüge und enorme Polizeiaufgebote entwickeln würde. Was sich aber sagen läßt, ist, daß es eine Menge andere, häufig recht banale Gründe gibt, warum die Randalen meistens ausbleiben, daß es vom Reden über Gewalt zur wirklichen Handgreiflichkeit ein großer Schritt ist, daß sich auch Hooligans früher oder später andere Ziele im Leben setzen, daß Schlägereien Regeln haben, schwere Verletzungen nicht beabsichtigt und ausgesprochen selten sind und daß der Spaß für viele Schläger nur halb so groß wäre, wenn die Öffentlichkeit, wenn Medien, Wissenschaft und Politik dieser Form männlicher Angeber-Selbstdarstellung nicht ständig auf den Leim gingen und sie überlebensgroß in Szene setzten.

Oliver Brüchert ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Arbeitsschwerpunkt Devianz und Soziale Ausschließung der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt und Mitherausgeber dieser Zeitschrift

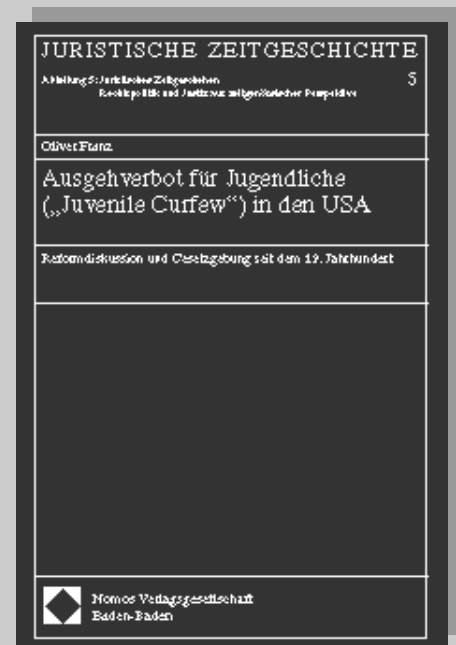
Anmerkungen

- 1 Deutsche Ausgabe: Bill Buford, »Geil auf Gewalt. Unter Hooligans«, München 1992.
- 2 Stefan Fritschi, Fußball und Randalen: Beobachtungen zu der populären Sportart, den Fans und den Ausstiegsmodi von Hooligans, Magisterarbeit am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der J.W.G.-Universität Frankfurt, Januar 2000.
- 3 Die Episode ist entnommen: Rafael Behr, »Cop Culture. Der Alltag des Gewaltmonopols. Männlichkeit, Handlungsmuster und Kultur in der Polizei«, Leske + Budrich, Opladen 2000, S. 95. Vgl. auch die Rezension in diesem Heft.
- 4 Zitiert nach Hans-Volkmar Findeisen und Joachim Kersten, »Der Kick und die Ehre. Vom Sinn jugendlicher Gewalt«, München 1999, S.131.
- 5 Zur Bedeutung von Gewalt als Unterhaltung vgl. Heinz Steinert, »Über Gewalt reden«, in: Werner Bergmann und Rainer Erb (Hg.), Neonazismus und rechte Subkultur, Berlin 1994, S. 99–124; ders. gemeinsam mit Inge Karazman-Morawetz, »Der öffentliche Gewalt-Diskurs und die Gewalt-Erfahrungen Jugendlicher«, in: Herbert Janig und Bernhard Rahmayer (Hg.), Wartezeit. Studien zu den Lebensverhältnissen Jugendlicher in Österreich, Innsbruck 1994, S. 269–296.
- 6 Ich habe das anhand des Skinheads »Sven« ausführlich beschrieben in dem Aufsatz: »Die Inszenierung bedrohlicher Männlichkeit in Fernsehberichten über rechtsradikale Gewalt«, in: Kersten/Steinert (Hg.), Starke Typen. Jahrbuch für Rechts- und Kriminalsoziologie 1996.

Ausgehverbot für Jugendliche („Juvenile Curfew“) in den USA

Ausgehverbote für Jugendliche werden häufig als Allheilmittel bei der Bekämpfung von Kriminalität und Viktimisierung Jugendlicher propagiert. Erstmals vor 100 Jahren eingeführt, erlebt dieses ordnungspolitische Instrument in den Großstädten der USA eine Renaissance. Der Verfasser durchleuchtet zunächst die Entwicklung, den Inhalt und die verfassungsrechtliche Legitimation verschiedener kommunaler Ausgehverbote unter Berücksichtigung der aktuellen amerikanischen Präventionsstrategien. Neben der zentralen Frage nach dem Einfluß eines Ausgehverbotes auf die Jugenddelinquenz widmet sich die Abhandlung auch dem Aspekt der generellen Durchsetzbarkeit der Vorschrift sowie der Diskussion über das Risiko des Mißbrauchs durch staatliche Kontrollorgane. Angesichts vergleichbarer Strukturen setzt sich die Arbeit schließlich mit der Polizeiverordnung vom 9. März 1940 auseinander, mit der seinerzeit ein nächtliches Ausgehverbot für Jugendliche in Deutschland verhängt wurde.

Für seine Analyse verwertet der Verfasser auch unveröffentlichtes Material sowie die einschlägige Rechtsprechung und vermittelt so nicht nur Juristen und Historikern, sondern auch Kriminologen und Sozialwissenschaftler ein umfassendes Bild.



Oliver Franz
Ausgehverbot für Jugendliche („Juvenile Curfew“) in den USA
 Reformdiskussion und Gesetzgebung seit dem 19. Jahrhundert
 2000, XXVI, 291 S., geb.,
 79,- DM, 577,- öS, 72,- sFr,
 ISBN 3-7890-6795-4
 (Juristische Zeitgeschichte. Abteilung 5:
 Juristisches Zeitgeschehen • Rechtspolitik
 und Justiz aus zeitgenössischer Perspektive,
 Bd. 5)



NOMOS Verlagsgesellschaft
 76520 Baden-Baden • Fax (07221) 2104-27

<http://www.nomos.de>